

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 5 (1921)
Heft: 1-2

Artikel: Nochmals zum Jahresbericht der Neuen Helvetischen Gesellschaft
Autor: Bohnenblust, Gottfried / Steiger
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419480>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

boten worden ist. Das Blatt fügt hinzu: „Man wird denken, daß man in Zürich diese Dinge nicht versteht.“ In demselben Blatte erzählt die Schriftleitung über die an unsern Bahnhöfen ausgestellten französischen Bücher: „Als wir neulich einen Blick auf unsere Bahnhof-Literatur warfen, sagte man uns dort, die Sache sei nicht gefährlich, da das Volk kein Französisch verstehe.“ Dieser Trost fiel mir kürzlich ein, als ich an den Anschlagssäulen Zürichs folgende höchst geschmackvolle Verse sah, mit denen sich ein französischer Schnaps zu empfehlen sucht: La (hier der Name des Schnapses, für den ich keine Reklame machen will),

La rend gaillard,
Elle est le sacro-saint breuvage,
Réveillant, au penchant de l'âge,
L'amour dans le sang du vieillard.

Dies als Beitrag zu der Frage, ob eine zweisprachige Erziehung unser Volk auf eine höhere Stufe heben würde.

Bl.

Nochmals zum Jahresbericht der Neuen Helvetischen Gesellschaft.

Herr Professor Dr. Bohnenblust in Genf legt Wert auf den Abdruck folgender

Verwahrung:

Gegen den Unterzeichneten, der letzten Herbst in Schinznach den Jahresbericht der Neuen Helvetischen Gesellschaft im Namen der Geschäftsleitung zu erstatten hatte, wird in der letzten Nummer dieser Zeitschrift ein persönlicher Angriff gerichtet, gegen den hier mit allem Ernste Verwahrung eingelegt werden muß.

Denn ich habe weder einen Verein noch eine Person überhaupt, geschweige zu Unrecht angegriffen. Was ich aber sagte, ist wahr und daher auch nicht widerlegt worden. Persönliche Beleidigungen beweisen nämlich gegen unbecueme Wahrheiten nicht das geringste.

Der Aufsatz wirft zwei deutlich getrennte Abschnitte meines Berichtes durcheinander. Das ist sehr einfach: die Leser haben diesen ja nicht vor Augen, sondern nur der Verfasser, der ihn als Mitglied der Gesellschaft erhalten hat.

Erstens: Der erste Abschnitt gab die öffentliche Behauptung des Herrn Vorsitzenden des Deutschschweizerischen Sprachvereins wieder, in Genf sei der Haß des Wortes Deutsch eine amtlich anerkannte Macht. Beweis: die Rue des Allemands heißt heute Rue de la Confédération. Selbst Herr Steiger mißbilligt, daß dieser neue Name nicht beigefügt sei. Aber sonst wäre ja der ganze Beweis ins Wasser gefallen! In Wirklichkeit hat gerade damals, als der Haß des Wortes Deutsch nach Herrn Pfarrer Blocher zur amtlich anerkannten Macht wurde, der Staatsrat von Genf einen neuen besondern Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur geschaffen. Und während die frühere Lehrkanzel für Deutsch und Englisch von einem französischen Gelehrten versehen war, der dann an die neue Hochschule nach Straßburg berufen wurde, ward die Nachfolge einem Deutschschweizer anvertraut, der nun in der Stadt des Völkerbundes seine Muttersprache vertreten und zwar selber auch sprechen darf. Zu derselben Aufgabe hat ihn gleichzeitig der Staatsrat der Waadt nach Lausanne berufen.

In diesem Augenblick, wo für das Lebendige Verständnis der deutschen Sprache und Dichtung so schöne neue Arbeit geleistet werden kann, welche die Regierungen nicht allein dulden, sondern selbst in der würdigsten Weise veranlassen, hält es der Berichterstatter des Deutschschweizerischen Sprachvereins für angemessen, die welschen Behörden derart zu verdächtigen und dem berufenen Schweizer in den Rücken zu schießen.

Zweitens. Der Herr Verfasser klagte: „Wir sind geschlagen, geschlagen, geschlagen in aller Welt.“ Ich habe den Abschnitt ausführlich wiedergegeben und dann gesagt: „Wo in aller Welt sind wir geschlagen? Sind wir nicht sozusagen Schweizer? War nicht die Schweiz im Kriege sozusagen neutral?“ Das findet Herr Prof. Steiger schlaun- naïv. Ich bin meines Wissens weder besonders schlaun, noch besonders naïv. Ich habe einfach die Wahrheit gesagt: Wir sind Schweizer, wir sind nicht geschlagen in aller Welt. Wir haben seit Jahrhunderten unser eigenes Recht und unsere eigene Pflicht. Nie ist vor fremdem Unglück ein Wort des Spottes über meine Lippen gekommen, und nie hat außer Herrn Prof. August Steiger irgend ein Mensch mir diese Gemeinheit anzudichten gewagt. Aber

darum sind wir doch nicht Deutsche, sondern Schweizer. Und es handelt sich für einen Schweizer doch nicht um pflüßiges Berechnen des Erfolges — Herr Steiger würde sagen des „Effekts“ — überhaupt nicht um die Macht, sondern um das Recht.

Drittens. Im folgenden Abschnitt meines Berichtes sprach ich von einem eben erschienenen Aufsatz des Kleinen Bund, der die Schrift des eben verstorbenen Gründers und Leiters des Deutschschweizerischen Sprachvereins über „Hochdeutsch als unsere Muttersprache“ sehr warm empfahl. Ich nannte auch hier mit voller Absicht keinen Namen. Es handelt sich weder um Personen noch um Persönlichkeiten. Wenn ich schon kämpfen muß, so kämpfe ich nicht gegen einzelne Männer, solange sie ehrenhaft sind, sondern für Gedanken, die ich für groß, wahr und fruchtbar halte.

In dem fraglichen Aufsatz nun stand wortwörtlich zu lesen: „Der Schönheitsbegriff der Romanen — Schönheit im Sinne von Einklang der Form mit dem Inhalt — ist sinnliches Wohlgefallen, der des Germanen ist Wahrheit.“ Auf diesen Satz bezog sich jene Darlegung, die Herr Prof. Steiger ganz zu Unrecht mit dem vorangegangenen Abschnitt vermengt und die er im zweiten Absatz seines Angriffs abdruckt. Ich bleibe durchaus bei meinem Wunsche: Wir wollen Frieden und Friede wird nicht, indem jeder laut und unaufhörlich seine eigene Herrlichkeit und Ueberlegenheit anpreist, sondern indem jeder des andern wirklichen Wert erkennt und anerkennt, eben dadurch aber auch sein eigenes Wesen dem andern verständlich macht.

Endlich schreibt Herr Prof. Steiger: „Darin zum mindesten ist die französische Kultur der deutschen überlegen: daß der Welsche seine Muttersprache liebt und stolz ist auf sein Herkommen.“ Das heißt also, wir lieben unsere Muttersprache nicht und ehren unser Herkommen auch nicht, wie es sich gehörte; der Deutschschweizerische Sprachverein selbstverständlich ausgenommen. Diese Beleidigung weise ich für mein Teil und im Sinne der Neuen Helvetischen Gesellschaft mit Empörung zurück. Ich liebe meine Muttersprache und ehre mein Herkommen so gut wie Herr Prof. August Steiger. Und ich wage zu hoffen, ich habe ihnen beiden bisher nicht mehr Unehre gemacht als er. Vornehm aber ist es nicht, mit solchen Waffen einen Kampf des Geistes zu führen. Die deutsche Sprache bedarf solcher Verteidigung nicht. Sie ist wahrhaftig zu gut dazu.

Genf.

Gottfried Bohnenblust.

Um den guten Willen zur Verständigung zu bezeugen, haben wir diese Verwahrung abgedruckt und nur die geradezu beleidigenden Stellen weggelassen. Wir erwidern auch darauf nur das Nötigste und überlassen im übrigen das Urteil dem Leser.

Zur Einleitung (Abschnitt 2). Die Stelle des Berichtes heißt: „Nicht einmal der alte Graben, den alle guten Geister zugeschüttet haben, darf ohne Bewachung gelassen werden. In der jährlichen Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins berichtet einer der Kriegsgottesmänner von Zürich, den wir besonders gut kennen, alle Jahre wieder über Deutsch und Welsch im vergangenen Jahr. Da liest man: ...“ Es ist richtig, daß der Angriff nicht unmittelbar gegen uns gerichtet war, aber unser Name wurde hier doch nicht bloß zur Quellenangabe benutzt, sondern in einer Weise hereingezogen, die sehr geeignet war uns zu schaden (namentlich in Verbindung mit dem sonst unverständlichen nächsten Abschnitt), und mehr habe ich nicht behauptet. Wir nehmen mit Vergnügen Kenntnis von der Versicherung, daß man uns nicht angreifen wollte; ob die Worte nicht abschätzig gewirkt haben, ist eine andere Frage. — An dieser und besonders an einer spätern Stelle tut sich unser Gegner etwas zugute darauf, daß er keine Namen genannt habe. Die Art, wie er die Person unseres Vorstehers umschrieben hat, scheint mir schlimmer als die Namensnennung.

Zum Ersten. Warum ausgerechnet im Jahre 1918 der Jahrhundert alte Straßennamen geändert werden mußte, ist damit immer noch nicht erklärt; denn die Umtaufe in Rue de la Confédération ist kein Gegenbeweis; — daß ich das Fehlen des neuen Namens „mißbilligt“ hätte, ist übrigens zu viel gesagt; ich habe nur festgestellt, daß er der Vollständigkeit halber hätte erwähnt werden können, aber wenn man da hätte ganz vollständig sein wollen, so wären noch ganz andere, für Genf durchaus nicht rühmliche Dinge zu erwähnen gewesen. Jedenfalls die Nachkommen jener Genfer, in deren Kreisen R. F. Meyer seine geistige Heimat fand, geben den Grund ehrlich zu. Der Vorsitzende der Société auxiliaire du Musée de Genève erklärt in seinem Jahresbericht als Beweggrund: «avec l'antipathie pour l'un des belligérants de la récente guerre, l'intérêt des commerçants» und sieht voraus, daß die Nachkommen der heutigen Genfer in dieser Umtaufe einmal erblicken werden: «le souvenir des passions germanophobes qu'a soulevées la guerre mondiale de 1914—1918 et le désir des Genevois d'affirmer leur étroit attachement à la Suisse.» Diese Gesellschaft hat

auch im Verein mit der Société d'Histoire et d'Archéologie und der Société de l'Art public („Heimatschutz“) an den Stadtrat eine Eingabe gerichtet, in der sie sich grundsätzlich gegen derartige Namensänderungen aussprechen. Als Gegengewicht gegen die Umtaufe läßt sich die erfreuliche Tatsache der Schaffung der deutschen Lehrstühle wohl anführen, (sie wird in unserm Jahresbericht 1920 erwähnt, da die Besetzung dieser Lehrstühle [durch Herrn Professor Dr. Bohnenblust] erst im Berichtsjahr stattgefunden hat), als Gegenbeweis gegen Blochers Behauptung eignet sie sich nicht, schon deshalb nicht, weil die Wahlbehörden nicht dieselben waren und die Anregungen zu beiden Handlungen von recht verschiedenen Seiten ausgingen. Wir wissen es mit Herrn Prof. Dr. Bohnenblust wohl zu würdigen, daß er auf seinen Lehrfanzeln seine deutsche Muttersprache auch „sprechen darf“ — das deutsch-schweizerische Gegenstück dazu ist natürlich schon lange selbstverständlich. Die besondere Anerkennung, die der Berufene dieser Erlaubnis erteilen zu müssen glaubt, spricht eher für Blochers Behauptung.

Zum Zweiten. Es bleibt dabei: das „wir“ in „wir sind geschlagen“ heißt in jenem Zusammenhang „wir Deutschsprechenden“. Herr Prof. Bohnenblust hat den Satz aus dem Zusammenhang herausgenommen und lächerlich gemacht. „Das ist sehr einfach“ (sagt er selbst in der Einleitung zu seiner Verwahrung): „die Leser haben den Bericht ja nicht vor Augen, sondern nur der Verfasser.“ Die „Gemeinheit“, daß er über das unglückliche deutsche Volk gespottet, habe ich nicht behauptet, er hat nur über Blocher gespottet, der sich ja nach Bohnenblusts Meinung völlig zu Unrecht als geschlagen fühlt; die Empörung ist also vollkommen überflüssig.

Zum Dritten. Ich hatte in meiner Besprechung zunächst festgestellt, daß zwischen jenen zwei Abschnitten des Berichtes kein Zusammenhang bestehe, da weder aus jenen Worten Blochers noch aus einer andern Veröffentlichung des Sprachvereins eine solche Ueberheblichkeit herauszulesen sei. Nun erklärt also Herr Professor Bohnenblust, daß gar kein unmittelbarer Zusammenhang bestehen sollte, daß er im zweiten Abschnitt gar nicht auf Blocher und seinen Bericht angespielt habe, sondern auf jemand anders. Dieser „andere Mann“ habe in einem Aufsatz im „Kleinen Bund“ eine andere Schrift Blochers besprochen. (Es handelt sich um unser Volksbuch „Hochdeutsch als unsere Muttersprache“, das Otto von Greyerz warm empfohlen hat.) Ich habe keinen Grund, an dieser Versicherung zu zweifeln, ich bezweifle nur, ob seine Hörer und Leser die Stelle auf den richtigen Mann und die richtige Schrift bezogen haben, von einigen weiß ich das Gegenteil. Die Kenntnis jenes Aufsatzes konnte man nicht als so selbstverständlich voraussetzen, die meisten Hörer und Leser des Berichtes werden ihn nicht gekannt haben, für sie war die Stelle also unverstänlich, wenn sie sie nicht auf Blocher und den Sprachverein bezogen. Aber auch wer ihn kannte (ich hatte ihn tatsächlich gelesen), konnte hier kaum darauf verfallen, denn Sprach- und Kulturhege war das nicht. Es wird nirgends die Ueberlegenheit der deutschen Bildung behauptet (das Wort Kultur kommt darin gar nicht vor). Es ist nur von der verschiedenartigen Schönheit der Sprachen die Rede — dabei werden die Vorzüge des Französischen ausdrücklich anerkannt — und nicht von sittlichen Unterschieden. Kein unbefangener Leser wird dem Verfasser jener Besprechung eine hegerische Absicht zugeschrieben oder eine hegerische Wirkung verspürt haben. — Ich habe also Herrn Prof. Bohnenblust mißverstanden und bedauere natürlich das Mißverständnis, die Schuld daran aber muß ich ihm selbst zuschreiben.

Schließlich stelle ich fest, daß ich kein Wort gegen die Gesellschaft gesprochen habe, sondern nur gegen Herrn Prof. Dr. Bohnenblust persönlich. Ich gehöre dieser Gesellschaft selber an und bin mit ihren Grundsätzen und Zielen durchaus einverstanden, nur nicht immer mit ihrer Leitung, wie das wohl in allen Vereinen zu sein pflegt. Die Teilnahme in beiden Gesellschaften scheint mir unserer Stellung in der Welt zu entsprechen: mit den Welschen sind wir staatlich verbunden, mit den Reichsdeutschen sprachlich; beide Verbindungen wünsche ich zu pflegen, die eine in der helvetischen Gesellschaft, die andere im Sprachverein. Grundsätzlich läßt sich beides wohl vereinigen. Ich bedaure die Tatsache, daß beide Vereinigungen gegen Vorurteile zu kämpfen haben, nach denen sie sich gegenseitig ausschließen; inwieweit sie selber an diesen Vorurteilen schuld sind, ist eine Frage für sich, Herr Prof. Bohnenblust scheint mir zu dieser Entfremdung beigetragen zu haben, daher mein Angriff gegen ihn. Freilich vertrat er in gewissem Sinne die ganze R. S. G., aber kein vernünftiger und im Vereinswesen etwas erfahrener Mensch wird eine ganze Gesellschaft verantwortlich machen für jede Einzelheit im Wortlaute eines Jahresberichtes.

Ich bedaure, daß ich dieser peinlichen und nicht gerade wichtigen Sache so viel Raum gewähren mußte; aber Herr Prof. Bohnenblust legte großen Wert darauf, seine Meinung sagen zu können, und ich wollte ihm den Gefallen tun. Ich wiederhole sein Wort: Wir wollen Frieden.

Der Schriftleiter: Dr. phil. Steiger.

Zur Schriftfrage.

Es ist überflüssig, auf das einzutreten, was Dr. Löw in den letzten „Mitteilungen“ geltend macht. Dies würde zu keinem Ziele führen und uns auch vom Zweck entfernen, den der Vorstand des Deutschschweizerischen Sprachvereins dadurch erreichen wollte, daß er eine Abhandlung über „Die deutsche Schrift in der Schule“ den „Mitteilungen“ beilegte. Ob die einzelnen Mitglieder des Sprachvereins die deutsche oder die lateinische Schrift vorziehen, geht uns nichts an: jeder schreibt und schreibe, wie es ihn gutdünkt.

Die erwähnte Abhandlung stellt fest, daß sich alle irren, die aus der Abschaffung der deutschen Schrift einen Zeitgewinn für die Schule ableiten wollen. Sie zeigt ferner, daß es für das sechsjährige Kind eine Erleichterung bedeutet, wenn es mit der deutschen Schrift beginnen darf, und daß nachher die lateinische um so schneller und besser erlernt wird. Schließlich erklärt sie, es wäre ein Fortschritt, wenn die Zürcher Schule wieder zur deutschen Bibel zurückkehrte.

Das hat alles mit unserm Sprachverein nichts zu tun. Aber der Gedanke lag nahe, es gäbe vielleicht Mitglieder, die — auch ohne daß sie selber deutsch schreiben — bereit wären, den zum Schutz der deutschen Schrift gegründeten Schriftbund zu unterstützen. Daher in der spätern Nummer der „Mitteilungen“ meine Einladung zum Beitritt.

Seit mehr als fünf Jahrhunderten ist das deutsche Wort in diese Schrift gekleidet worden. Und doch soll der Name „deutsche Schrift“ irreführen! Die deutsche Schrift ist unsere Schrift — die Schrift unsrer Eltern und Großeltern, die Schrift unsrer ältern Familienbriefe, der ältern Kirchenbücher und Gemeindeprotokolle, die Schrift aller Urkunden und notarischen Ausfertigungen. Sie verdient unsern Schutz, und wir halten es für eine Pflicht der Schule, dafür zu sorgen, daß unsre Kinder sie lesen und vielleicht sogar auch — schreiben können!

U. Baumgartner.

Vom Büchertisch.

Asgard, die Götterwelt unserer Ahnen, von Dr. Leopold Weber. Stuttgart, R. Thienemann, 131 S. 15 Mark.

Ob sich die Leser der „Mitteilungen“ nicht einmal auch erwärmen ließen für ein Buch, das zwar nicht das Sprachleben selber zum Vorwurf hat, wohl aber in packender Ausdrucksgestaltung Klang- und Anschauungsmacht altgermanischer Dichtung vor unserm Ohr erweckt? Nur mit ein paar Worten möchten wir hinweisen auf die Prosadarstellung der altisländischen Göttersage von Leopold Weber, ein Buch, das unmittelbar hineinführt in die Glaubenswelt, in das Denken und Träumen unsrer Vorfahren oder eigentlich ihrer Vetter. Aber auf Schritt und Tritt werden wir dabei an allerlei in unsern Landschaften noch lebendiges Sagengut erinnert. Das Werk ist zunächst für die reifere Jugend gedacht. Deshalb der übrigens nicht stark hervortretende erzählerische Rahmen, der die unbedingte wissenschaftliche Zuverlässigkeit der Darstellung gesichert verdeckt: Der Norweger Häpöng und sein Nachbar, der Bauer Skeggi, schildern am offenen Feuer der Wohnhalle dem vaterlosen Neffen des Hausherrn Wesen und Walten der Götter in Asgard und ihrer Feinde. Doch auch der Erwachsene — er vielleicht erst recht — wird sich mit Genuß und Gewinn in diese kampfdurchflirrten, aber tapfergemuten und tief sinnigen